

Petra Pflaum-Heinz

# Wunschkind Hoch Zwei

Roman

Erschienen bei Tredition

2. Auflage / 2016

© 2016 Petra Pflaum-Heinz

www.petrapflaumheinz.de

---

Verlag: tredition GmbH, Hamburg

www.tredition.de



---

## 2. Auflage

ISBN

**Paperback: 978-3-7345-1633-7**

**e-Book: 978-3-7345-1634-4**

Printed in Germany

---

### **Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:**

Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind im Internet über <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.

---

Die Rechte für die deutsche Ausgabe liegen beim Autor  
Das Werk ist einschließlich aller seiner Teile urheberrechtlich geschützt.  
Jede Verwertung und Vervielfältigung des Werkes ist ohne Zustimmung  
des Autors unzulässig und strafbar. Alle Rechte, auch die des auszugs-  
weisen Nachdrucks und der Übersetzung, sind vorbehalten! Ohne aus-  
drückliche schriftliche Erlaubnis des Autors darf das Werk, auch nicht  
Teile daraus, weder reproduziert, übertragen noch kopiert werden, wie  
zum Beispiel manuell oder mithilfe elektronischer und mechanischer  
Systeme inklusive Fotokopieren, Bandaufzeichnung und Datenspeiche-  
rung. Zuwiderhandlung verpflichtet zu Schadenersatz.

Personen und Handlung sind frei erfunden.

Ähnlichkeiten mit lebenden oder toten Personen sind rein zufällig  
und nicht beabsichtigt.

---

Coverdesign/ Konzept: Marc Köschinger,  
[samesamebutmine.com](http://samesamebutmine.com)

---

Ganz spontan hatte ich es ihr angeboten.

"Ich mache das für dich!", hörte ich mich sagen.

„Ja, wirklich, diese Geschichte muss man aufschreiben!"  
Gleichzeitig hatte ich den irrwitzigen Gedanken, es könnte ihr helfen. Eine Art Wahrheitsfindung, eine Verarbeitungsstrategie.

Ich hatte keine Ahnung, worauf ich mich da einließ, aber irgendwie konnte ich nicht anders. Sie hatte doch niemand. Es musste etwas geschehen. Was, das wusste ich selbst nicht genau.

So begann ich eines Tages, das, was mir Angie erzählte, aufzuschreiben, tief beeindruckt von ihrem bis dahin völlig verpuschten Leben.

Wir beide machten uns auf den Weg zu uns selbst. Beide!

Aber auch das wussten wir noch nicht.

Wie hätten wir auch ahnen können, wie sehr uns das alles verändern würde.

Nie hätte ich mir vorstellen können, dass so etwas wie ein Dachboden am Ende der Geschichte eine besondere Bedeutung für mich haben würde.

Heute starre ich öfter gedankenverloren auf Häuser und deren Dächer.

Dann male ich mir aus, was sich dahinter verbergen könnte, unter den Ziegeln, hinter den Dachfenstern und den Gauben. Was wird dort versteckt, welches Geheimnis verbirgt sich da? Manchmal ertappe ich mich sogar dabei, dass ich mir Gedanken darüber mache, ob manche Menschen zu Hause einen Dachboden haben und was sie wohl dort zusammengetragen haben.

Nie zuvor war mir ein Mensch begegnet, der so offen, aber gleichzeitig auch so gehemmt eine Geschichte erzählte, seine

Geschichte.

Sie stockte, die Geschichte, wie unsere Gespräche immer wieder stockten und nicht nur einmal verstummte einer von uns, wir verstummten beide, versanken in unserer Sprachlosigkeit, tauchten ein ins Nichts.

Manchmal hatte ich Angst. Ich hatte Angst, all das festzuhalten, in Worten zu fixieren und letztlich irgendwann andere, fremde Menschen daran zu lassen, es zu lesen.

Ich bekam Angst vor fremder Urteilsbildung, für die letztlich ich verantwortlich sein würde, weil ich es sein würde, die es in Worte packte und somit für alle Zeit festlegte und preisgab.

Ich hatte Angst um sie, um ihre Seele, um ihre Zukunft, um ihre Vergangenheit, um ihre Träume, um ihr Leben.

Manchmal aber hatte ich auch Angst um mich.

Mich zu verlieren in diesem Durcheinander, etwas verkehrt zu machen, ihr nicht zu helfen, sondern sie noch tiefer in die Isolation zu drängen. Angst in mein eigenes Vertrauen, mein Vertrauen in die Menschen. Ich weiß nicht mehr, wie weit es noch da ist, ob es noch lebt. Krank ist es auf jeden Fall.

Oft schlief ich nicht. Oft wühlte ich in meinem eigenen Ich. Ja sogar mit Selbstvorwürfen quälte ich mich. Hätte ich etwas bemerken müssen? War ich zu nachlässig, nicht aufmerksam genug?

Die Stunden, die wir miteinander verbrachten oder auch nur telefonierten, brachten uns einander näher, in einer Weise, die Angies Mutter, hätte sie es gekonnt, vehement unterbunden hätte. So aber konnte sie es nicht verhindern, dass alle Geheimnisse ihrer Familie letztlich ans Tageslicht gerieten, ja sogar offen dargelegt wurden. Für sie wäre es das Schrecklichste gewesen, das Peinlichste überhaupt, für ihre Tochter tat sich eine große Chance auf, das, was ihr

angetan wurde, aufzuarbeiten, um endlich in ein neues Leben aufzubrechen.

Angies Erzählungen brachten auch mich manchmal an meine Grenzen. Ich konnte kaum glauben, dass das alles Wirklichkeit sein konnte, dass sich alles so zugetragen hatte.

Es waren die Momente, in denen Angie sich entfernte, in denen sie nichts mehr zuließ, in denen sie mich nicht mehr zuließ. Sie starrte dann ins Leere, schien mich nicht mehr wahrzunehmen.

Ich brauchte lange, um zu verstehen, dass es Menschen gibt, die alles um sich herum plötzlich nicht mehr registrieren, die alles abblocken, in sich selbst versinken und dich einfach stehen lassen.

Angie ließ mich oft zurück, sie entfernte sich und sogar der Raum, in dem wir uns befanden, füllte sich mit Kälte.

Ihr Gesicht verlor jede Mimik, sie sprach nicht mehr, reagierte nicht mehr. Ihr Schweigen machte mir zu schaffen, die Qual, selbst zu schweigen, lähmte auch mich.

Es geschah auch, dass sie aufstand und einfach ging. Sie ging ohne ein Wort, ohne mich anzusehen, ohne Abschied, ohne sich umzudrehen, wie eine Marionette, geführt von unsichtbarer Hand.

Sie hinterließ etwas, was ich nicht greifen konnte, Leere, Unsicherheit und doch Neugierde, große nicht enden wollende Neugier, gepaart mit dem Zweifel, ob all das, was sie mir erzählte, der Wirklichkeit entsprach und nicht ihrer kranken Fantasie.

Sie ließ schließlich die Behandlung einer Psychotherapeutin zu, den drei- bis viermonatigen Aufenthalt in einer entsprechenden Klinik lehnte sie kategorisch ab. Aber es fiel Licht in den langen Tunnel.

Ich habe noch nie an Wunder geglaubt. Es hat mich immer ge-

stört, das Mystische, das Unwahre daran. Allzu verschwenderisch wird dieses Wort benutzt, für jegliche Ungeheimheiten, Unerklärliches, Merkwürdiges oder auch Banales.

Wunder hier, Wunder da, Wunder überall.

Eines weiß ich jedoch ganz sicher, es ist auf jeden Fall ein Wunder, dass Angie, die Tochter Theresas, eine Chance bekam, noch eine fröhliche, fast normale junge Frau zu werden, lagen doch die Startchancen hierfür denkbar ungünstig.

Angies richtiger Name, ich sollte ihn natürlich unbedingt ändern, passte eigentlich nicht in die Welt einer gutbürgerlichen deutschen Kleinstadt. So etwas wie Angéline-Roxanne, mit Accent natürlich und Bindestrich, exotisch französisch und extravagant.

Angéline-Roxanne wurde ja nicht nach ihrer Meinung gefragt, hätte man das getan, so wäre schnell klar geworden, dass ihr selbst dieser Name nicht gefiel.

Die Geburtsanzeige wurde voller Stolz verschickt, die Eltern gaben sich die Ehre — bekannt zu geben — und die Tochter war von Anfang an mit gleich zwei Bindestrichen gestraft.

Angéline-Roxanne Meier-Lautenbach prangte also in verschnörkelten Buchstaben von der Geburtsanzeige. Das tat man so in feinen Kreisen.

Irgendwann später, sehr viel später, ließ Angéline dann den lästigen Accent sowie die Bindestriche weg, hängte den Lautenbach ab und nannte sich fortan nur noch Angie Meier. Nun, nicht ganz, für offizielle Unterschriften holten sie die vier Namen immer wieder in voller Größe und Gänze ein und erinnerten sie daran, in welcher Gesellschaftsschicht zu leben sich die Mutter wohl immer vorgestellt hatte.

Angie war ein Wunschkind. Mehr noch ein Wunschkind Wunschkind, gewissermaßen im Quadrat gewünscht, so extrem also wie alles andere auch. Ihre Mutter war geradezu besessen von dem Gedanken, ein Kind zu haben. Nichts auf der Welt war ihr wichtiger, als sich diesen Traum zu verwirklichen.

Ich bin mir ziemlich sicher, hätte es schon um 1980 die Möglichkeit des Klonens gegeben, Angie wäre ein geklontes superschlaues, immerzu nettes, außergewöhnlich schönes und mit nichts zu vergleichendes Geschöpf geworden. Vor allem aber hätte sie nie die Altersgrenze der drei bis vier Jahre überschreiten und einen eigenen Willen bekommen dürfen. Hätte ihre Mutter das arrangieren können, sie hätte gewiss alles dafür getan.

Aber das Leben hat seine eigenen Regeln, aus Kaulquappen werden Frösche, aus Larven werden Schmetterlinge, aus Sämlingen Pflanzen und aus Angéline-Roxanne wurde Angie, sehr zum Leidwesen ihrer Mutter. Sie konnte nicht verhindern, dass eines Tages dieses Kind vor ihr stand und mit seinem kleinen Mund zwei Worte formte, die Therasas heile Welt komplett infrage stellten.

"Ich will!", krächte die Kleine und es blieb nicht bei diesem einen Mal.

Verglichen mit anderen Kindern möchte man meinen, Angie hätte das große Los gezogen. Sie war nicht aus Unachtsamkeit oder Nachlässigkeit der Eltern oder sogar als Druckmittel zur Heirat entstanden.

Theresa, besessen von dem Wunsch, ein Kind zu bekommen, tat alles, dieses Ziel zu erreichen, obwohl es eigentlich aus ärztlicher Sicht aussichtslos erschien und nur mit großer medizinischer Hilfe und einigen Monaten strengster Bettruhe in die Tat umzusetzen war.

Als sie endlich ihre kleine Prinzessin im Arm halten durfte, hatte sie die 39 Jahre bereits erreicht, war eine in sich gesplante Persönlichkeit und hatte dem Kind einiges, jedoch ganz und gar nicht das, was es brauchte, zu bieten.

Angie wuchs in einer Familie auf, die eigentlich gar keine war, gewünscht und doch nie gewollt, auf groteske Weise geliebt und doch nicht geliebt, abseits jeden normalen Lebens.

Aber sie war ein Wunschkind.

Verwandt und eigentlich doch nicht, weil in der Reihe weiter entfernt, hatte ich nicht viel, aber immerhin ein ganz klein wenig Einblick in die Geschichte der kleinen Angéline, in die undurchsichtige seltsame Welt ihrer Mutter und in die noch seltsamere Welt ihrer Großmutter. Unser Verwandtschaftsgrad ist, wie man so schön sagt, „um einige Ecken herum“, meine Mutter und ihre Mutter befanden sich im Grad der Cousinen. Angie und ich trennen eigentlich schon Welten, wären wir Mann und Frau und hätten uns verliebt, so hätten wir ohne Probleme heiraten können. Schon als ganz kleines Mädchen spürte ich instinktiv, dass sich das Wort Leben in dieser Familie mit völlig anderen Inhalten füllte, als ich es bis dahin kannte und dass viele Jahre vergehen sollten, bis sich Licht ins Dunkel schob.

Aber erst am Ende von Therasas Leben, ab dem Tage ihrer Beerdigung fand ich langsam, sehr langsam Zugang zu Angie und Stück für Stück Einblick in eine traurige Lebensgeschichte. Nur wenige Tage vor ihrem 60. Geburtstag fand Angie ihre Mutter bewusstlos in der Toilette. Reanimation half nicht, knapp nach dem Eintreffen des Notarztes und des Rettungsteams verstarb sie, ohne noch einmal das Bewusstsein erlangt zu haben.

Sie ließ ihre zwanzigjährige Tochter zurück, ohne sie auch nur im geringsten darauf vorbereitet zu haben, ohne geregelt zu

haben, wie es für sie weitergehen sollte, mit einem Berg Schulden und einer schlecht gehenden Apotheke. Sie ließ sie zurück, ohne Einweisung in das Notwendigste, ohne Hilfe, ohne Trost.

Angie stand zunächst vor einem Rätsel. Nie hatte ihr die Mutter gesagt, dass ihre Krankheit zum Tod führen würde, das furchterregende Wort Krebs war nie gefallen.

So wie vieles andere wurde auch diese Krankheit totgeschwiegen, einfach verdrängt, sie existierte nicht.

Wie ich heute weiß, stellte das die Lebensstrategie Theresas dar. Was nicht ins Schema passte, nicht entsprach, war es auch nicht wert, erwähnt zu werden.

Sie war ein Meister im Verdrehen und Verändern der Gegebenheiten nach ihren Vorstellungen.

„Mama ist tot!“ Angie erreichte mich im Krankenhaus am Bett meiner Mutter, die sich einer Operation unterziehen musste. Ich hatte irgendwann mit Theresas Tod gerechnet, jedoch nicht so bald. Vielleicht in ein, zwei Jahren und vielleicht, so glaubte ich manchmal, würde sie ja Glück haben und der Tod ginge einfach an ihr vorbei und beließe sie noch einige Jahre da, wo sie hingehörte.

„Oh Gott!“, flüsterte ich erschrocken und wusste nicht so recht, was ich sagen sollte. Meine Mutter war gerade erst aus der Narkose aufgewacht und ich tat alles, um zu vermeiden, dass sie gerade jetzt von Theresas Tod erfahren sollte.

Fünf Tage später war ich unterwegs zur Beerdigung, hastete um 8:30 Uhr aus dem Bahnhof, sprang in ein Taxi und schaffte es gerade noch, kurz vor Beginn des Trauergottesdienstes an der Kirche zu sein.

Ich hasste es, mit dem Zug zu fahren. Der Umstand, dass ich

mich weit weg von daheim befand und in diesen trüben Februartagen ausnahmsweise mein Auto nicht dabei hatte, brachte mich in diesen unangenehmen Zwang. Mir war schlecht, seit ich um 5:30 Uhr aufgestanden war. Mein Magen hatte sich noch immer nicht erholt. Alarmstufe rot meldete er mir, keine Aussicht auf Besserung in Sicht.

Wer geht schon gerne auf Beerdigungen? Da macht es auch keinen Unterschied, ob man den Verstorbenen besonders gerne hatte oder nicht. Von solchen unangenehmen Ausnahmesituationen bliebe man lieber verschont.

„Kalt“ meldeten meine Füße, als ich aus dem Taxi stieg, den nassen glänzenden Asphalt betrat und meine Tasche um die Schultern hängte. Ich zog den Mantelkragen hoch und sah mich um.

In meiner Erinnerung hatte er ein wenig anders ausgesehen. Er war stets extrem schlank, blond, blauäugig, immer elegant gekleidet.

Blauäugig war er immer noch, der Rest war irgendwo auf der Strecke geblieben.

Therasas Mann lief geradewegs auf mich zu! Sein Gewicht hatte er sicher verdreifacht, seine blauen Augen blickten mich aus einem etwas schwammigen Gesicht an.

„Da bist du ja!“ Er breitete die Arme weit aus.

„Elisabeth!“, flötete er. „Wie gut, dass du da bist! Es gibt ja sonst keine Verwandten!“

Ein flüchtiger Kuss traf meine linke Wange, seine riesigen Arme schlangen sich um mich, dann traf es die rechte Wange. Elisabeth nannten mich sonst nur diejenigen, die mich nicht gut genug kannten. Irgendwie wirkte dieser Name fremd für mich, Lilly war die fröhliche Abkürzung, für die ich mich entschieden hatte.

„Ja!“ Er versuchte traurig zu wirken. „Ist es nicht schrecklich?“  
„Ja!“ Was sollte ich sagen, ich wandte mich Angie zu, nahm sie in die Arme und verharrte einen kurzen Moment.

„Es tut mir so leid!“

„Eiskalt“ meldeten meine Füße weitere zwei Stunden später auf dem Friedhof und auch noch einige andere Körperteile waren im Begriff, sich den Füßen anzuschließen.

Leichter Nieselregen, Temperaturen knapp über null Grad, tief hängende Wolken, genau die richtige Stimmung. Es konnte nicht besser passen.

Als der Sarg abgesenkt wurde, der Priester das Weihrauchfass schwenkte und die Menschen in eisiger Stille einige Sekunden verharrten, fuhr mir doch ein eiskalter Schauer über den Rücken. Immer in diesen merkwürdigen Sekunden, wenn ein letztes Mal der Sarg in voller Größe zu sehen ist, wenn die Träger die Seile greifen und an die ausgehobene Grube treten und man deutlich sehen kann, wie schwer der oder die Verstorbenen samt des Sarges für die Männer sind, erscheint in meinen Gedanken noch einmal das Bild dieses Menschen.

Ich stellte mir vor, wie sie in diesem merkwürdigen Kasten liegt. Wahrscheinlich sah sie nun grauenvoll blass aus, gebettet in scheußlichem Rüschen-Satin, starr und die Hände gefaltet. Der Weihrauch erfüllte die kalte Luft und an einem dumpfen Klacken vernahm die Trauergemeinde, die ich erstaunlich zahlreich fand, dass der Sarg seinen Platz gefunden hatte.

Es ist so üblich in Kleinstädten und Gemeinden. Man geht zu Beerdigungen, ob man den Toten nun mehr oder weniger oder vielleicht auch gar nicht kannte. Ein seltsames Ritual, aber das gehört sich so. Um das zu verstehen, bräuchte man mehr Einblick in das Gefüge solcher Gemeinden und dann versteht man es

immer noch nicht.

Die Angst um mein eigenes Leben beschlich mich. Sie griff nach mir durch die Feuchtigkeit der Luft. Fast gleichzeitig war ich mir sicher, dass ich noch gar nicht dran bin. Ich bin noch nicht fertig damit. Noch lange nicht. Da ist noch so viel, was ich machen will, machen muss. Da kann man mich nicht einfach herausreißen.

Warum aber war mir so unwohl? Warum glaubte ich, den Tod fühlen, ja sogar riechen zu können? Er roch muffig, ekelig, nach Erde, nach Dreck, nach Unrat, nach Verwesung. Gute Vorsätze krochen in mir hoch. Solche, die man vor sich herschiebt, immer wieder weit weg, weil sie lästig sind, weil sie Pflichtbewusstsein erfordern, weil sie schwierig zu bewältigen sind, weil sie Zeit kosten. Vorsätze, die man nur dann zulässt, wenn der Tod uns umkreist, nah bei uns ist, wenn unsere Vergänglichkeit Realität wird.

Ich würde mir Zeit nehmen, Ruhe suchen, keine Aggressionen mehr zulassen, ich würde nur noch glücklich sein, verständnisvoll, allem Zeitlichen entrückt. Ich würde mir keine Gedanken mehr machen, um nichts und niemand, ich würde noch so vieles und ich war ja noch nicht dran.

Während der folgenden Beileidsbekundungen, die wegen der vielen Menschen gehörig Zeit in Anspruch nahmen, schweifete mein Blick auf die vielen Kränze und Blumen, deren Üppigkeit zufolge man hätte meinen können, ein besonders beliebter Mensch sei hier zu Grabe getragen worden.

„In stillem Gedenken — Deine Frieda und Bärbel“, las ich da. Und auf einem der Kränze prangte in goldener Schrift: „Unvergessen — Dein Bertram“.

„Dein Bertram?“ Wer war dieser ominöse Bertram? Hatte ich je

diesen Namen gehört?

Kühl dagegen das Sargbouquet. Rote Rosen, weiße Orchideen, Johanns Abschiedsgrüße in Silber auf einer schwarzen Schleife ...

„In Trauer - Johann“.

Einige wenige weinten.

Obwohl Theresa für mich ein extrem schwieriger Mensch gewesen war, konnte ich nicht umhin, mitgerissen zu werden von der Wehmut der Situation, der Beklemmung und der Ohnmacht, die Beerdigungen, noch dazu an einem solch düsteren Tag, auslösen. Alles an mir war eiskalt.

Ein paar Monate später, es war Ende des Frühlings, traf ich Angie zum ersten Mal nach der Beerdigung wieder. Aus den Telefongesprächen, die wir bis dahin geführt hatten, war mir zunehmend klarer geworden, in welcher höchst schwieriger Lage Theresa ihre Tochter zurückgelassen hatte.

Da waren die Apotheke mit ihren sieben Angestellten, die Buchhaltung, das riesengroße Haus, die Abwicklung der Formalitäten und eine junge Frau, die gerade ihr Medizinstudium begonnen hatte, völlig unerfahren und hilflos. Dazu ein Vater, der nicht im Mindesten daran interessiert war, sich um seine Tochter zu kümmern. Aber das hatte er ohnehin noch nie getan.

An jenem warmen, sonnigen Tag suchten wir zunächst Theresas Grab auf und genau genommen beginnt sie eigentlich dort, Angies Geschichte, dort, wo alles ein Ende hat, auf dem Friedhof, am Grab ihrer Mutter und ihrer Großmutter.

Theresa Maria Antoinette war die letzte in der rechten Spalte. Theresa Maria Antoinette Meier-Lautenbach. Klar hob sie sich noch ab, die Schrift, von den restlichen sechs. Erst frisch ge-

schlagen, glänzte sie noch, deutlich heller auf dem schwarzen Granit. Auch im Tod schien es, als ob Theresa sich abgrenzen wolle von den anderen, ihr Name braucht zwei Zeilen. Zwei Zeilen, die sie dennoch reduzieren auf zwei wesentliche Daten. Geboren am 14. Februar 1943, gestorben am 12. Februar 2003, zwei Tage vor ihrem sechzigsten Geburtstag.

Gerda, Angies Großmutter, hatte ihren Platz direkt über ihr. Gerda Maria Herder, geborene Marek, geboren am 18. Mai 1912, gestorben am 10. September 1992. Darüber Dr. Herbert Herder, Apotheker - mein Gott, ich konnte es kaum glauben -, auf dem Grabstein stand tatsächlich die Berufsbezeichnung, und in der linken Spalte, ganz oben die Urgroßeltern Herder, Max und Anna Maria - sie hießen wohl alle Maria, und darunter die Tochter Rosa Maria Strahler, geborene Herder, und ihr Mann, Herbert Strahler.

Welk, sie waren welk, zwei der Stiefmütterchen auf der rechten Seite des großen Grabes schienen der Grund für die missbilligenden Blicke der zwei alten Damen zu sein, die mich von oben bis unten musterten, für einen kurzen Augenblick vor dem Grab stehen blieben, kurz nickten, dann, noch griesgrämiger schauend, den Kopf schüttelten, einen strafenden Blick auf Angie warfen und sich dann abwendeten.

Ein scharfes „Grüß Gott“ traf uns und ich begann zu ahnen, was kleinstädtische Grabpflege in dieser gutbürgerlichen Gegend bedeutet.

Sicherlich nicht das, was Angie darunter versteht. Mein scharfes Auge zählte mindestens 12 Löwenzahnpflanzen, Dutzende andere Unkräuter, die dem Rest der Pflanzen den Garaus machten, jede Menge verwelkter, alter Blätter und, oh Schreck, Gerda Maria war von einigen weiß-grünen Tropfen der Hinterlassen-

schaft eines Vogels teilweise verdeckt. Der größte Fleck thronte gleich neben dem Kreuz, das den Stein in zwei Teile teilte, und auch ein Teil der Christusfigur blieb von dem Malheur nicht unverschont.

Natürlich blieben die beiden Alten nochmals stehen, ein Stück weiter entfernt, steckten die Köpfe zusammen, schüttelten sie vehement und tuschelten.

„Wenn das ihre Mutter wüsste ...! Früher war das Grab immer tadellos in Ordnung! Eine Schande!“

Sie gaben sich nicht einmal Mühe, allzu leise zu sprechen. Der Wind trug die Wortfetzen zu uns herüber.

Wie ich das liebe. Diese selbstherrlichen, selbstgerechten, alten Weiber, die jeden Sonntag mit gefalteten Händen zur Kommunion gehen, sich hundertmal am Tage bekreuzigen und den lieben langen Tag nur einer einzigen Beschäftigung nachgehen: über andere herziehen, tratschen und lästern. Ihre Kinder bekamen sie vermutlich wie die Jungfrau Maria, durch den heiligen Geist, auf gar keinen Fall aber aufgrund abartiger, schmutziger sexueller Handlungen. Sie sind keusch und rein und werden auf jeden Fall nach ihrem Tode den Himmel bevölkern.

Ein Grund mehr, warum ich dort nicht hin will. Auf mich wird eh die Hölle warten und ein, wie ich vermute, lustiges Publikum dazu.

„Danke sehr!“, rief ich laut in ihre Richtung.

„Danke sehr! Uns gefällt das Grab auch ausgesprochen gut! Nie war es so schön, nicht wahr?“

Angies verständnisloser Blick traf mich, ich räusperte mich kurz und sah sie fröhlich an.

„Was meinst du, wie wäre es, wenn du eine Grabpflege be-

auftragen würdest?"

Jetzt lachte sie auch!

„Lilly, das hätte ich mich nie getraut!"

„Meine liebe Angie!", gab ich zurück.

„Im Grunde haben sie Recht! Ich meine, was das Grab betrifft. Es sieht im Moment wirklich nicht so toll aus. Aber das rechtfertigt in keinster Weise ihre Bissgurkigkeit, ihren Zynismus und ihre Selbstgerechtigkeit. Ich finde das gelinde gesagt zum ...

Na ja, das sage ich jetzt besser mal nicht. Ich hasse diese Art von Frauen! Weißt du, Angie, du musst keinesfalls entsprechen! Oh nein, das meine ich nicht. Du kannst durchaus aus der Spur hüpfen, aber ein wenig darin bleiben, macht das Leben einfach leichter. Verstehst du, was ich meine?"

Angie nickte und warf einen Blick in Richtung der beiden abziehenden Damen.

Die hatten gar nichts verstanden, da war ich mir hundertprozentig sicher! Wie auch?

Ironie und Humor? Das war sicher nicht ihre Welt.

Mein Blick ging zurück auf das Grab der Herders. Klar, eine Gruft. Wie es den feinen Herrschaften entspricht, groß, wuchtig, in der feinsten Ecke des Friedhofes, dort, wo die Wohlhabenden ihre letzte Ruhestätte gefunden hatten.

Protzig der übergroße schwarze, in die Jahre gekommene Granitgrabstein, in zwei Teile getrennt durch ein schwarzes Steinkreuz, auf dem noch protziger ein vergoldeter Christuskörper über die Namen der Ahnen wacht. Die beiden Pflanzflächen rechts und links getrennt durch die ebenso wuchtige Steinplatte, die wenn nötig bewegt und abgenommen werden kann, um die darunter liegende Grabstätte zu öffnen.

Genau darunter stand er, der schwarze, glänzende Sarg Theresas,